

Starnberg am See, 5. Juli 1948

Sehr geehrter Herr Pfarrer Henrich,

es tut mir leid, daß die Ausschußsitzung unterblieb und damit auch unser Gespräch, denn brieflich drehen wir uns tatsächlich im Kreis. Sie dürfen es mir nicht ankreiden, wenn ich die Ursache dieses Leerlaufs bei Ihnen finde, denn sobald ich Ihre christlichen Forderungen aufgreife, um Sie beim Wort zu nehmen, z.B. wenn ich verlange, daß der von Ihnen verkündete Kampf gegen das Unrecht nicht bloß auf die Vergangenheit, sondern vor allem auf die Gegenwart gerichtet werde, erwidern Sie mit dem Hinweis auf Zweckmäßigkeiten, mit Gesichtspunkten also, denen ich durchaus zugänglich bin, deren Betonung durch Sie aber unfolgerichtig ist.

Es bedeutet keine Unterstellung, wenn ich sage, beim Einfluß der Kirche aufs Hilfskomitee seien "pfarrherrliche Sonderansprüche" zu befürchten, denn diese wurden bei Ihrer Bestellung zum Vorsitzenden wirklich ausgeübt. Ich verkenne nicht, daß die Kirche manches, ja vielleicht das Meiste für die Flüchtlinge tut und dabei das Gesamtproblem der Vertriebenen beachten muß, weswegen uns Sachsen keine Sonderwurst gebraten werden kann; wenn ein Siebenbürger von jeher frei von heimatverfangener Enge war, so bin ichs, was leicht bewiesen werden kann; erinnern wir uns aber, daß es die Kirche war, die durch Zergliederung der Flüchtlinge nach ihren heimatlichen Kirchen die ursprünglich gemeinsame Vertretung der Südostdeutschen aufspaltete und schwächte. Die Flüchtlinge wandten sich notgedrungen ans Hilfswerk und wurden enttäuscht, als man sie von dorthin autoritativ zu betreuen begann anstatt, daß man die von ihnen aufgebaute Organisation verständnisvoll eingeordnet hätte. Darum geht es ja. Überdies erspare ich dem Hilfswerk den Vorwurf nicht, viel zu vorsichtig und zaghaft zu sein. Denken Sie daran, daß die Eingaben an die großen Konferenzen in Paris und London von Stuttgart nur lendenlamm aufgegriffen wurden, während ein entschiedenes Eintreten sie an die rechte Adresse gebracht hätte. Wer von vornherein seine Erfolgsmöglichkeiten unterschätzt und bezweifelt, erreicht nichts. Man sage auch nicht, daß das Hilfswerk eben bei ausländischen maßgebenden Stellen nicht gehört werde. Vermochte es sich trotz seinen auswärtigen Verbindungen solche Türen in drei Jahren noch nicht zu öffnen, so hat es versagt. Die Ausrede der Opportunität verbindet sich in solchen Fällen meist mit dem Vorgeben ungeheurer Sachkenntnis und politischer Einsicht, während es sich doch um Unzulänglichkeit handelt. Diese Taktik bestimmte seit 1919 auch die siebenbürgisch-sächsische Minderheitenpolitik der Ara Hans Otto Roth viel zu oft. Darüber spreche ich noch. Was die Flüchtlingsfrage anbelangt, so soll die Verbindung zur Kirche nicht zerrissen werden, solange keine bessere Betreuungsmöglichkeit gefunden ist. Innen wird dies als frostige und undankbare Haltung erscheinen. Auch mir läge eine wärmere Einstellung näher. Anfangs empfand ich sie. Die Kirche erschien mir ja aus siebenbürgischen Erinnerungen als eine Art natürlicher Heimat. Das ist mir inzwischen vergangen, genau so wie Herrn Rüb und anderen Flüchtlingsvertretern, die - um auch dies zu streifen - sich nur seufzend zur Gebetsschlachtbank der Hilfswerkschulungen schleifen lassen, wo sie theologisch bepflastert werden, ein Vorgang, durch den sie tagelang von der praktischen Arbeit abgezogen eines bestimmt lernen, nämlich: daß sie der Flüchtlinge wegen auch heucheln müssen.

Zur Schuldfrage will ich bemerken, daß Sie den Deutschen unrecht tun, wenn Sie meinen, deren Zerrissenheit verrate sich im Lärm, den sie dieser Schuldbekanntnisse wegen schlagen, während man bei den Siegern

solche Bekenntnisse ihrer Kirchen wenig beachte. Das beweist höchstens, daß dort die Kirchen weniger ernstgenommen werden, weiter auch, daß derlei Selbstbeschuldigungen Siegern nicht wehtun und keine Nachteile bewirken. Wir sind gescheute Kinder und haben schon einmal erlebt, wie einem Schuldbekenntnis hervorwuchs. Überdies widerstrebt es dem einfachsten Stolz, daß Geknebelte ihren Zustand als verdient verkünden. Wären die Schuldbekenntnisse wirklich bloß in jenem christlichen Sinn aufzufassen, den Sie ihm beimessen, so könnte auch die religiöse Andersdenkenden, die meist duldsamer sind als Christen, darüber hinweggehen, aber die politische Begleitmusik und Ausnützung liegt auf der Hand.

Dagegen stimmt es nicht, wenn Sie glauben, mutiges Auftreten wider heutiges Unrecht nütze ohnehin nichts, wie der Fall Wurm beweise. Die Folgerung daraus, zu Ende gedacht, führt nur dazu, daß man die Flinte ins Korn wirft und sich lediglich für später vorbehält, das heute Versäumte durch nachträgliche Schuldbekenntnisse und Beschuldigungen gutzumachen. Wenn Sie Gelegenheit hätten, das Echo der Äußerungen Wurms im Ausland zu verfolgen, so wüßten Sie, daß es sehr bedeutend und scharf ist, besonders in Amerika, in Österreich, in der Schweiz. Warum wurde nicht schon früher so gesprochen? Unendliches Leid wäre bekannt und vermutlich dadurch auch verringert worden.

Es mag rührend gewesen sein, als ein Franzose sofort nach der Stuttgarter Schuldklärung seine Kirche desgleichen schuldig erklärte. Verzeihen Sie meinen Zynismus - Verbeugungen erwidert man. Solange daraus nicht Taten werden, z.B. eine große französische Kirchenbewegung zur Beseitigung des gegenwärtigen Unrechts, sind dergleichen Höflichkeitsbezeugungen belanglos. Für mich haben sie nicht einmal den romantischen und sentimentalischen Schimmer, den bravere Kinderkinder dabei bewundern.

In dieses Kapitel gehören Bischof Müllers Bußübungen. Ich will ihm vom Hinterland aus seine Schritte nicht vorschreiben. Ich weiß jedoch von Landsleuten, die mir schrieben oder aus der Heimat hergeflohen sind, daß er auf seine Vorgänger und das Volk die Schuld für dessen Leiden schiebt, während man von ihm mit Fug Führung erwarten darf. Noch nie hat ihn einer gelobt. Dagegen wurde Stadtpfarrer Hermann stets gepriesen, weil er selbst unter den Kommunisten mannhaft spreche und helfe. Es gibt also in der Kirche zwei Möglichkeiten, mit der Gegenwart fertigzuwerden, auch daheim. Wer jemand beschuldigt, gegen Unrecht nicht aufgetreten zu sein, wie es Bischof Müller tut, der muß das Unrecht der Gegenwart bekämpfen. Das erscheint mir christlich gedacht, natürlich ist es auch sonst selbstverständlich. Soll denn das nachträgliche Mea-cul-Geschrei ewig fortdauern? Dabei verliert die Kirche ihre Glaubwürdigkeit. Meint sie aber, daß politische Rücksichten entscheiden müssen, so beschuldige sie auch niemand und handle nach Maßgabe des Möglichen. Das ist ein Gebot der Sauberkeit und der Selbstachtung. Entweder Kirche schlechthin, wie es die jetzigen Theologen wollen, oder Volkskirche - beides zugleich ist unmöglich. Natürlich meine ich keineswegs, man solle das Martyrium suchen, aber es scheuen, ist noch verwerflicher.

Ich kenne Müller und seinen Kreis. Es sind dieselben Leute, die nach 1919 mit den gleichen Opportunitätsbeschwichtigungen, wie Sie sie vertreten, nirgend anzuecken suchten. Wir waren durch den Friedensvertrag von allen deutschen Minderheiten fast am besten geschützt, sogar im Besitz der Zusicherung einer Kulturautonomie, ganz abgesehen von den bindenden Zusagen der Karlsburger Beschlüsse. Dennoch klagten wir unser nie erfülltes und stets geschmäleretes Recht in Genf nie ein, während andere Minderheiten das mehrfach taten. Wir schufen selbst das Mögliche nicht: eine breite Minderheitenfront in Rumänien. Wir spielten um Brosamen, spielten Verstecken, packelten und verloren ununterbrochen, zufrieden, vom geraubten Brotlaib eine Schnitte zugeworfen zu erhalten. Das habe ich sechzehn Jahre lang miterlebt und bin oft dagegen aufgetreten, keineswegs als Starrkopf, für den mich niemand hielt, auch diese Führer nicht, mit denen ich gut bekannt bin. Betrachte ich heute, was Müller, nach Berichten nach, tut und nicht tut, so urteile ich nicht aus dem Blauen, sondern in Kenntnis der Personen und habe mir Ihre Mahnun-

gen, Herr Pfarrer, noch ehe Sie sie mir vorhielten, längst selbst zu Gemüte geführt. Ich suche so real als möglich zu denken, doch kann ich grundsätzliche Leisetreterei nicht für die höchste Führungskraft halten. In Müller und seinem Kreise, der schon einmal als führender scheiterte, vermag ich die heute notwendigen Helden nicht zu erblicken. Ich wäre glücklich, irrte ich mich. Wenn selbst Enteignung, Verschleppung und Entrechtung kein Anlaß sein soll, wenigstens wie Wurm die Stimme zu erheben, so gibt es doch hundert Möglichkeiten, besseres und würdigeres zu tun als durch Beschuldigung früherer Größen die Henker anzueifern. Schon ein einziges Wort dieser Art, vor den Vernichtern gesprochen und ins leidende Volk als dessen Beschuldigung geschleudert, ist unverzeihlich, abgesehen davon, daß Müller durchaus Anlaß hätte, auf andere in dieser Hinsicht keine Steine zu werfen.

Als ich Dr. Hans Otto Roths Brief einem kürzlich aus Kronstadt Geflohenen zeigte, sagte der: mein Gott, hier hört man ihn wieder, daheim vernahm man nichts von Roth; dort schweigt er. - Wer hingegen redet, ist jener Stadtpfarrer Hermann, einst ein weicher Mann, aber immer voll Liebe im Herzen und dem Heiligen stets unmittelbar offen, worauf bei Pfarrern alles ankommt, denn wer das nicht hat und trotzdem die Kirchenlaufbahn einschlägt, versucht mit dem Verstand das Fehlende zu ersetzen; das führt immer zur Dogmatik, zur theologischen Starrheit, zur Ausfüllung des Mangels an Religiosität mit Moral und dämonischen Vorstellungen wie jener vom Teufel, vom Jüngsten Gericht, von Sünde und Sühne, so daß, um mit Lichtenberg zu sprechen, Gott durchaus zu einem Wesen gemacht wird, dem die Vernunft abgeht; oder es führt, was beinahe erfreulicher ist, zum liberalen Pfarrertum oder bei bedeutenden Köpfen zum Humor der äußerlichen Frömmigkeit, die sich, nicht ganz mit Unrecht, damit rechtfertigt, daß der misera plebs etwas vorgemacht werden müsse, um sie an der Kandarre zu halten, freilich benötigt dieses, nicht ohne Reiz zu betrachtende Scheinpriestertum den Rang und den Geist, den solche Persönlichkeiten oft in der katholischen Kirche erreichen, sonst wirken sie peinlich und dennoch überzeugender als so viele Spielarten des säuerlichen, von keinem Strahl der Heiligkeit auch nur angetupften, aber moralisch eifernden und schrecklich versagten protestantischen Pfarrertums. Ich schweife ab. Mich wundert es nicht, daß Stadtpfarrer Hermann sich so gut entwickelt und in der Not echte Kraft ausströmt. Im Übrigen scheint H.O. Roth nicht zu merken, daß er - von dem ich gern wüßte, wie er sich die Befreiung der Heimat vorstellt - mit seinem Brief eine Parteinahme gegen die Westmächte fördert. Kommt es zum Krieg, wird man hierzulande von jedem eine Entscheidung verlangen. Darum hat es keinen Sinn, Roth mehr zu antworten, als daß er sich einer Seifenblase wegen den Kopf zerbricht. Mag immer der kleinere Teil der Siebenbürger Sachsen gehalten sein, Rücksicht auf den größeren zu nehmen, so hat dieser natürlich auch als ein winziges Glied des deutschen Volkes dessen Gesamtheit über das Eigene zu stellen, und jeder Einzelne von uns nicht minder, so fürchterlich die sich daraus ableitbaren Folgerungen für bestimmte Leute sein könnten. Das braucht man Roth nicht zu schreiben. Er wird es sich selbst sagen.

Unsere Zeit steht insoweit im Gericht, als eine absterbende Epoche eine neue gebären will. Wir sind dabei allesamt Gottes Werkzeuge und unser Volk ein sehr stark benutztes. Mit den vagen, stets von sozialen Erfordernissen, Anschauungen und Angstgefühlen abhängigen Begriffen von Schuld und Sühne ist wenig anzufangen. Man soll lieber Gott als Schöpfer zu spüren bemüht sein und ihn, der nicht auf unseren Leisten von Gut und Böse geht, damit verschonen, zum Schulmeister erniedrigt zu werden. Freilich, solche echte Demut fehlt den meisten, die von ihm reden. Woher soll da die Kirche Sicherheit und natürliches Fühlen in Volkedingen haben?

Auf sonstige Fragen Ihres Briefs greife ich nur teilweise zurück; ich will mich nicht wiederholen. Bloß noch dies: Sie überschätzen die Zartfühllichkeit der Rumänen, wenn Sie meinen, es habe sie verletzt, daß unsere Jugend lieber in deutschen Verbänden diene als in rumäni-

schen, wo man sie zwanzig Jahre hindurch wie Rechtlose behandelt hatte. Keine Rede! Das rumänische Volk denkt nicht daran, uns deswegen Vorwürfe zu machen, nicht einmal die jetzigen Machthaber verwenden dies gefühlsame Argument gegen uns. Hätte es eine Bedeutung, so wären alle Volksdeutschen, die lediglich in der rumänischen Armee gedient haben, von der Enteignung verschont worden. Wir müssen uns schon damit abfinden, daß uns die demokratisch-chauvinistische Gruppe Manius, die inzwischen ihren Lohn erhielt, als Deutsche vernichten wollte; und Deutsche sind nun einmal von Gott her. Die nicht sehr erhebende Lust, Stüdenböcke zu machen, wo keine sind, und toten Löwen Fußstritte zu versetzen, kann uns nichts nützen und enthebt niemand, der an der Front steht, sich ganz einzusetzen. An der Front des Volkes steht heute auch der, der aus Mangel an geeigneteren Führern durch seine Vergangenheit verpflichtet wird, in die Bresche zu springen. Im übrigen können wir himmelfroh sein, daß unsere männliche Jugend wenigstens infolge ihres Dienstes im deutschen Heer um die Verschleppung kam, ein nicht zu hoch zu wertender Tatbestand, der uns dereinst zum Segen werden wird.

Ob Kriege aus Gottlosigkeit entstehen? Ich glaube, sie gehören aus Gottes Willen zur Einrichtung der Welt und haben eine besondere Bedeutung bei der Schöpfung des Neuen. Wenn Sie mich fragen, ob ich den "unfrommen Wunsch" habe, ein kommender Krieg möge unsere Heimat samt Europa befreien, so antworte ich mit der Gegenfrage, ob Sie meinen, daß wir schon im Frieden leben und daß die Russen ohne Zwang abziehen werden. Ich habe genug Pulver gerochen. Mein Bedarf daran ist gedeckt. Geht es ohne Blutvergießen, werde ich glücklich sein. Ob im Kriegsfall unsere Landsleute aus Siebenbürgen verschleppt werden? Es muß nicht sein. Es kommt wohl darauf an, wie der kommende Krieg abläuft, der andere Formen haben wird als jeder frühere und infolge der sofortigen Durchschneidung der Verbindungswege durch Atombomben wahrscheinlich nicht einmal unbeschränkt große Militärtransporte gestatten wird, geschweige bürgerliche. Aber hier geraten wir ins Nebelhafte der Zukunftsträumerei.

Ich bin auch der Ansicht, daß unser Briefwechsel nicht nutzlos gewesen ist. Vielleicht können wir über das eine oder andere noch mündlich sprechen, wenn Sie einmal nach München kommen und mich dabei besuchen wollten, wozu ich Sie einlade.

Mit besten Grüßen
Ihr sehr ergebener

NB. Ich habe nichts dagegen, daß Sie unsere Briefe von anderen auch lesen lassen wollen, nur in die Ostzone, bitte ich Sie, sie nicht zu senden, weil manche unserer Ausführungen Landsleuten dort oder daheim Nachteile bringen könnten.